

(RE)PRODUKTIVITÄT - DER „BLINDE FLECK“ IM DISKURS ZU NACHHALTIGER ENTWICKLUNG¹

**Sabine Hofmeister
Adelheid Biesecker**



In die Diskurse zu Nachhaltiger Entwicklung scheinen Brüche und Trennungen geradezu eingeschrieben zu sein. Dies ist mit feministischen Kritiken - z.B. an der vom Wuppertal-Institut erstellten Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ (BUND, Misereor 1996) – immer wieder gezeigt worden (u.a. Schultz 1996). So spiegeln sich in den unterschiedlichen wissenschaftlichen Zugangsweisen zur und Umgangsweisen mit der ökologischen und der sozialen Dimension von Nachhaltigkeit diese Trennungen wider. Vor allem in den gegensätzlich zueinander konzipierten Prinzipien – „Effizienz“ und „Suffizienz“ – lässt sich die „große Trennung“ (Latour) zwischen Natur und Gesellschaft verorten (vgl. Weller et al. 1999). Feministinnen haben deutlich gemacht, dass und wie weit solche Trennungen *geschlechtlich* konnotiert sind.

Demgegenüber steht das mit dem Leitbild Nachhaltige Entwicklung verbundene Postulat, gerade Trennungen und Dichotomien im Denken und Handeln zu überwinden. Es ist diese den Nachhaltigkeitsdiskurs leitende Forderung nach *Integration*, die jenen insbesondere für feministische Debatten auch im wissenschaftlichen Raum spannend macht. Denn feministische Forschung war und ist darauf verwiesen, Grenzen zwischen Wissenschaftstraditionen und Fachkulturen zu überschreiten. Frauen- und Geschlechterforschung geht notwendig mit Gratwanderungen zwischen den „Welten“ – zwischen Ökonomischem, Sozialem und (wenngleich auch widerständiger) Ökologie und Umweltwissenschaften – einher. Hiervon ausgehend lässt sich sagen, dass im Nachhaltigkeitsdiskurs ein großes Potential zur gegenseitigen Inspiration von ökologischen und feministischen Diskursen enthalten ist.

Wir nutzen dieses Potential, indem wir unsere folgenden Überlegungen auf das Verhältnis von *Produktivität* und „*Reproduktivität*“ fokussieren – ein Begriffspaar, das in der feministischen Forschung eine recht lange Tradition hat². Wir gehen dabei aus von der Überzeugung, dass sich dieses Verhältnis

¹ Der Beitrag erscheint in: Hofmeister, Sabine; Karsten, Maria-Eleonora; Mölders, Tanja (Hg.): Zwischentöne gestalten: Dialoge zur Verbindung von Geschlechterverhältnissen und Nachhaltigkeit, Opladen 2003

² Vgl. hierzu die sog. „Hausarbeitsdebatte“, die am Anfang der neuen Frauenbewegung in den 1970er Jahren stand.

vor dem Hintergrund des aktuellen ökonomischen Strukturwandels neu auszuformulieren beginnt. Der visionäre Anteil in diesem begonnenen Prozess des Neudenkens mag in der Nachhaltigkeitsdebatte zu finden sein: Hier nämlich beginnt das dichotome Denk- und Handlungsmuster „Produktion“ versus „Reproduktion“ an *zwei Stellen* aufzubrechen:

In Bezug auf die *soziale* Dimension von Nachhaltiger Entwicklung (und vor dem Hintergrund der sich entfaltenden Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft) erfährt der bislang recht einmütig mit Erwerbsarbeit gleichgesetzte Begriff „Arbeit“ eine entscheidende Erweiterung: Tätigkeiten der Versorgung, der Eigenarbeit sowie Gemeinwesenarbeiten werden jetzt als *produktive* Leistungen entdeckt. Die sog. „Reproduktionsarbeiten“ rücken aus dem Schatten einer auf die Warenform der Arbeit fixierten ökonomischen Denkstruktur heraus. In der Debatte um die *Zukunft der Arbeit* in einer nachhaltigen Gesellschaft wird immer wieder an die feministische Theoriebildung der 1970er und 1980er Jahre angeknüpft – wenngleich auch häufig unbewusst und unreflektiert (vgl. u. a. Hans-Böckler-Stiftung 2000).

Mit Blick auf die *ökologische* Dimension von Nachhaltiger Entwicklung beginnt sich ebenso ein Verständnis von *Naturproduktivität* zu entfalten – ein Verständnis, das sich kritisch von umwelt- und ressourcenökonomischen Theorien abgrenzt: In einigen Diskursen zur Ökologischen Ökonomik wird die Perspektive auf die ökologische Natur als konstant zu haltenden „Kapitalstock“ konstruktiv auf „Naturproduktivität“ erweitert (vgl. u.a. Immler, Hofmeister 1998, Theoriegruppe Vorsorgendes Wirtschaften 2000, 39 ff.). Hiervon ausgehend beginnt die – auch in der Ökosystemtheorie noch vorherrschende - Trennung zwischen „produktiven“ und „reproduktiven“ (reduktiven) Funktionen im Naturhaushalt aufzubrechen.

Doch merkwürdiger Weise bleibt beinahe durchgängig unbemerkt, dass die sich in beiden Diskursen ereignenden Neudefinitionsprozesse für *ein und denselben* Prozess stehen: für die Entdeckung der Produktivität des „Reproduktiven“. So werden im Diskurs um die „Zukunft der Arbeit“ aktuell eher seltsam anmutende Konzepte, wie z. B. „Mischarbeit“ erfunden (vgl. Hans-Böckler-Stiftung 2000, 198 ff.) – Konzepte, die zwar auf die Produktivität des vermeintlich Reproduktiven verweisen, dabei jedoch der *geschlechtlichen* Dimension der Frage nach der „Zukunft der Arbeit“ ebenso beharrlich ausweichen wie den hierin verankerten Hierarchisierungsprozessen und Herrschaftsstrukturen.

Im Naturschutzdiskurs wird aus ökologischer Perspektive - z.B. im Zusammenhang mit dem Mosaik-Zyklus-Modell und dem Prozessschutzkonzept - die *Zeitlichkeit* ökologischer Systeme wiederentdeckt und neu betont (vgl. u.a. Sturm 1993, Härdtle 2001). Hiermit ist implizit auf die Produktivität der Natur verwiesen. Doch laufen beide Diskurse nebeneinander, sie sind noch vollständig voneinander getrennt.

Wir werden im Folgenden diese Trennung ein Stück weit zu überwinden suchen, indem wir aus der Perspektive der Ökonomik einerseits und der Umweltwissenschaften andererseits auf das Verhältnis von Produktivität und „Reproduktivität“ schauen. Wir gehen dabei aus von der Annahme, dass es sich bei dieser Trennung, die sich durch die Nachhaltigkeitsdiskurse hindurch zieht, um eine Trennung handelt, die einen „vorwissenschaftlichen“, einen paradigmatischen Ort hat. Genau dies lässt sich sichtbar machen mit Blick auf die Ökonomik, die sich noch immer schwer tut, Nachhaltige Entwicklung in ihre Theoriebildung zu integrieren und dem entsprechende Handlungsstrategien zu formulieren.

1. Grundlagen für ein Verständnis von Produktivität als (Re)Produktivität

1.1 Von der Naturblindheit zum „Naturkapital“

Die Suche nach einer Antwort auf die Frage, weshalb es der ökonomischen Wissenschaft so schwer fällt, Nachhaltige Entwicklung zu denken und Handlungsstrategien für ihre Gestaltung zu entwickeln, führt zu diesem der Theoriebildung vorgelagerten Weltverständnis. Dieses lässt sich folgendermaßen skizzieren:

- Ökonomie ist ein autonomes System.
- Ökonomie wird koordiniert über (effiziente) Märkte.
- Am Markt gelten die Prinzipien der kurzfristigen Maximierung des Eigennutzes (hier handelt die Figur des „homo oeconomicus“ mit der engen Kosten-Nutzen-Rationalität), der Nachsorge, der Konkurrenz. Ziel des Wirtschaftens ist Wachstum, Mittel dafür ist der Einsatz von Produktionsfaktoren, Kapital und Erwerbsarbeit.
- Bewertet wird in Geld. Diese Ökonomie ist reine Geldökonomie.
- Ökologische Natur und soziale Lebenswelt mit der Versorgungsökonomie liegen außerhalb dieser Ökonomie, sind von ihr abgetrennt. Sie sind „unhinterfragte Voraussetzungen“ der Marktökonomie.

Diese Ausgrenzung ökologischer und sozial-lebensweltlicher Produktivität verunmöglicht den Blick auf Produktivität als Reproduktivität.

Es ist unsere These, dass die Ausgrenzungen des Sozialen sowie des Ökologischen aus dem Gegenstandsbereich der Ökonomik gleich ursprünglich sind. Das beginnt mit der politischen Ökonomie von Adam Smith, setzt sich fort über die Kritik der Politischen Ökonomie bei Karl Marx und endet in der nur noch auf Nutzen zentrierten neoklassischen Theorie. Das sei hier kurz verdeutlicht:

Adam Smith (1723-1790) gilt als „Vater“ der ökonomischen Theorie (eine Mutter ist bis heute nicht bekannt). Bei ihm besteht die Gesellschaft aus einem eigenständigen marktökonomischen Bereich, dem Staat und dem als Nicht-Ökonomie bestimmten Lebensbereich der Familie. Aus ihr kommt nur noch Moral, die die ökonomischen Akteure nach Auffassung von Smith brauchen, um sich am Markt nicht vollständig rücksichtslos zu verhalten. Diese Abspaltung des Reproduktiven gilt auch für die ökologische Natur. Sie hat nichts zu tun mit der Wertentstehung, wird von Smith gar nicht eigenständig thematisiert. Wert wird nur über Erwerbsarbeit produziert. Immerhin scheint in dieser Werttheorie, in der die Waren als Gebrauchswerte Träger von Tauschwerten sind, die Stofflichkeit noch durch. Hier, wie auch in der Rolle der Familie als Herstellerin von Moral, bleiben „Restelemente“ sozialer und ökologischer Reproduktivität.

Karl Marx (1818-1883) versteht die kapitalistische Gesellschaft dann insgesamt als eine Formation, in der die Herrschaft des (Tausch-)Werts über den Gebrauchswert vorangetrieben wird. Die Abspaltung von sozialer Lebenswelt und ökologischer Natur gerät in diesem Prozess zu deren Unterwerfung, Zerstörung, Kapitalisierung. Die Arbeiterin allerdings kommt bei Marx auch nicht vor – die feministische Debatte hat ausführlich deutlich gemacht, dass er sich in dieser Hinsicht nicht von der Politischen Ökonomie seiner Zeit unterscheidet. Gemäß der Marxschen Analyse geht es in der kapitalistischen Marktökonomie zwar um Reproduktion, aber ausschließlich um Reproduktion des (Tausch-)Werts, sozial um die Reproduktion des Kapitalverhältnisses als Grundlage der Produktion von (Tausch-)Werten. Die sozial-lebensweltliche und die ökologische Reproduktivität werden gemäß dieser Theorie nicht nur abgespalten vom gesellschaftlichen Produktionsprozess, sondern dieser wird auf der Grundlage ihrer Zerstörung organisiert. Kapitalistische Produktion hat somit einen antagonistischen Charakter.

Die *frühe Neoklassik* (in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) gibt diese kritische Perspektive und damit die Arbeitswerttheorie auf. An deren Stelle tritt die sogenannte „Subjektive Wertlehre“, der gemäß sich Werte auf der Grundlage von subjektiven Nutzeneinschätzungen bilden. In den Mittelpunkt der Theorie rückt der ökonomisch-rational handelnde Mensch, der „homo oeconomicus“, dessen Rationalität in der Maximierung des eigenen Nutzens besteht. Dieses Individuum ist losgelöst sowohl von sozialen Bindungen als auch von der ökologischen Natur. Denn schien im Gebrauchswert zumindest

noch die Stofflichkeit der Waren durch, so geht jetzt jede stoffliche Bindung verloren, geht es nur noch um Nutzen, um subjektive Wertschätzung. Auch in der Produktion geht es nur noch um die Produktion von Nutzen mithilfe von gegeneinander substituierbaren Produktionsfaktoren (Erwerbsarbeit, Boden, Kapital). Damit verschwindet die physische Dimension von Produktion und Konsumtion von Gütern, damit spitzt sich die Vernachlässigung der Natur zu einer systematischen Naturblindheit zu.

Und noch eine Bemerkung zum „homo oeconomicus“: Häufig wird dieser ökonomisch handelnde Mensch als „Robinson auf seiner Insel“ dargestellt – das ist kein Zufall. Diese ökonomische Kunstfigur ist durch und durch männlich. Die endgültige Abtrennung der sozialen Lebenswelt mit den versorgungsökonomischen Prozessen bedeutet jetzt auch, dass die ökonomische Theorie auch „geschlechtsblind“ wird. Das Verhaltensmodell des „homo oeconomicus“ gilt für alle, Männer und Frauen, gleichermaßen. Durch den Trichter dieser Kunstfigur wird es systematisch unmöglich, die sozial-lebensweltliche sowie die ökologische Reproduktivität zu erfassen.

Infolge der Kritik an diesem Naturverständnis und an der Abspaltung der ökonomischen Tätigkeit im Rahmen von Familie haben sich im 20. Jahrhundert zwei Bereiche neoklassischer Theorie herausgebildet, die eine Re-Integration von ökologischer Natur und sozialer Lebenswelt versuchen: Die Umwelt- und Ressourcenökonomik sowie die Neue Familienökonomik. Was hier jedoch passiert, ist kein Entdecken des Gesamtzusammenhanges der reproduktiven Prozesse, sondern das Hereinholen von ökologischer und sozial lebensweltlicher Produktivität in die Rationalität der autonomen Marktökonomie. Gemäß dem geltenden Effizienzverständnis, das auf der engen Kosten-Nutzen-Rationalität basiert, werden optimale Verschmutzungsraten bzw. optimale Ausbeutungsraten bestimmt, und es wird über die quantitative und qualitative Optimierung von Kindern als Haushaltsendprodukten nachgedacht.

Neben der neoklassischen Umwelt- und Ressourcenökonomik hat sich in den letzten 15 Jahren eine andere Richtung entwickelt: die *Ökologische Ökonomik*. Sie verfolgt ihr Anliegen, Ökonomie und Ökologie wieder zusammenzubringen im Vergleich zur Neoklassik auf entgegengesetztem Weg: sie bettet die Ökonomie (wieder)³ ein in die ökologische Natur und die soziale Lebenswelt.

Dabei ist zunächst festzuhalten, dass es *die* Ökologische Ökonomik nicht gibt. Es gibt ein Einverständnis über die vor-analytische Vision, das Leitbild

³ Das „wieder“ bezieht sich auf eine Position, die hier bisher nicht erwähnt wurde, da sie im Selbstverständnis der Ökonomik ihrer Entstehung zeitlich vorgelagert war: die Physiokratie. Hier war die menschliche Ökonomie vollständig der Natur untergeordnet, Produktivität war ausschließlich Naturproduktivität. Produktion und Reproduktion wurden als Einheit gesehen. Insofern läßt sich hier heute anknüpfen. Zu den Grenzen dieses Anknüpfens vgl. Immler (1985).

der Nachhaltigkeit oder Zukunftsfähigkeit. Auf dieser Basis jedoch ist die Ökologische Ökonomik vielfältig (vgl. dazu Biesecker/Schmid 2001, 271 ff.)

Dennoch gibt es dominante Theorien in diesem Bereich. Sie werden repräsentiert durch zwei jüngere Lehrbücher, die hier auch als Grundlage der kritischen Reflexion der Ökologischen Ökonomik verwendet werden: das Buch „Wirtschaft jenseits von Wachstum“ (1999/1996) von Herman E. Daly und das Buch „Einführung in die Ökologische Ökonomik“ (2001/1998) von Costanza, Cumberland, Daly, Goodland, Norgaard.

Eine Kernkategorie in beiden Büchern ist „Naturkapital“, der Bestand, der den Fluss von natürlichen Ressourcen ermöglicht (Daly 1999, 116). Costanza et al. (2001, 126) unterscheiden erneuerbares von nichterneuerbarem Naturkapital sowie auf Märkten gehandeltes von nichtgehandeltem Naturkapital.

Gegenüber der neoklassischen Umweltökonomie ist neu, dass dieses Kapital komplementär zum menschengemachten Kapital ist, also nicht substituiert werden kann. Daraus folgt als zentrale Handlungsregel: *Erhalte das natürliche Kapital*. Im Verständnis von Daly kann erneuerbares Kapital durch „Investition des Wartens“ erhalten bzw. vermehrt werden.

Da Warten selbst keine produktive Tätigkeit ist, muss der Produktionsprozess woanders verlaufen. Hier scheint somit die Produktivität der ökologischen Natur durch. Sie scheint verstärkt auf in dem etwas erweiterten Begriff von „Naturkapital“ bei Costanza et al. (2001, 128) Dort heißt es nämlich: „Da der Strom an Ökosystemleistungen auf der Funktionsfähigkeit des Gesamtsystems beruht, sind Struktur und Biodiversität der Ökosysteme ein entscheidendes Element des Naturkapitals.“

Insgesamt jedoch steht hinter dem Bild vom „Naturkapital“ immer noch ein reduziertes Naturverständnis. Natur ist größtenteils Bestand, der einen Leistungsstrom abgibt. Dort, wo Natur über Eigentumsrechte in Natureigentum verwandelt wurde, wird dieses Naturkapital über Märkte gehandelt. Es unterliegt vollständig den Effizienzkriterien des Marktes – auch wenn hier Korrekturen als nötig angesehen werden.

Damit entspricht der Begriff „Natürliches Kapital“ nicht der Qualität, die die Natur als Produktivität für die Ökonomie hat. Die Beziehung zwischen anthropogener Produktion und ökologischer Natur bleibt eines des geregelten Umgangs von Menschen mit Naturstoffen. Die Regeln ändern sich zwar, bis hin zur Integration des Vorsorge- bzw. Vorsichtsprinzips als langfristiges Prinzip aufgrund von Unsicherheiten. Natur als Bestand jedoch zieht sich durch alle Gedanken (vgl. dazu auch die abschließend formulierten Fragen bei Constanza et al. 2001, 128).

1.2 Von „Naturkapital“ zur Naturproduktivität

Doch ist Natur kein „Bestand“. Natur ist lebendig, und als Lebendige ist Natur *in* der Zeit. Sie *ist* Zeit. Dies hat wesentliche Konsequenzen in Bezug auf die Tauglichkeit des Kapitalbegriffs für das Verständnis einer nachhaltigen Ökonomie. Es hat aber auch Konsequenzen für die von Herman Daly u.a. formulierten Handlungsregeln nachhaltigen Wirtschaftens und vor allem für den hierin enthaltenen Effizienzbegriff. Denn was für den „natürlichen Kapitalstock“ gilt - das Gebot, ihn *konstant* zu halten - kann nicht für *lebendige* Natur gelten. Natur entwickelt sich in Prozessen der Autopoiese evolutiv. Und zweitens verändert sich Natur durch uns Menschen - durch den menschlichen Wirtschaftsprozess hindurch.

Was zunächst „nur“ als eine Frage der Theorie erscheint, hat entscheidende Konsequenzen mit Blick auf die aus dem Nachhaltigkeitsdiskurs heraus entwickelten Handlungsstrategien. An Daly's Bild von der „vollen“ und der „leeren Welt“ (Daly 1999, 75) wird anschaulich, dass und wie weit ein „falsches“ Naturverständnis notwendig auch zu „falschen“ Handlungsregeln führt: Die Vorstellung von einem „Naturkapital“, das es konstant zu halten gilt, ist hierin fest verankert. Nachhaltigkeit bzw. Nicht-Nachhaltigkeit wird ausgehend von einem Denken in Bestandsgrößen als eine Frage des Maßes oder des „Raumes“ gesehen, den das Wirtschaftssystem für sich beansprucht. Die Lösung wird daher konsequenterweise in der Antwort auf die Frage nach dem *rechten Maß* („carrying capacity“) gesucht.

Natürlich ist Daly's Argument insoweit richtig, als die Frage nach dem *Umfang* - also die Frage nach der *quantitativen* Dimension anthropogener Stoff- und Energieumsätze in der Zeit – zweifellos zu beantworten ist, wenn das Nachhaltigkeitsniveau einer Wirtschaft bewertet werden soll. Doch bleibt Nachhaltiges Wirtschaften in dieser Denkweise ein Wirtschaften mit den „Zinsen“ eines vermeintlich gegebenen ökologischen „Kapitalstocks“. Dieses Gebot wird der *lebendigen* Natur nicht gerecht: Auf der Basis eines solchen Denkens gerät das Prozesshafte und Dynamische der Natur aus dem Blick. Die *Zeitlichkeit* von Naturprozessen wird geleugnet. Tatsächlich bleibt in der Natur nichts wie es ist – weder unter menschlichen Einflüssen noch ohne diese.

Daher spiegelt sich in Daly's Metapher von der „vollen“ und der „leeren Welt“ ein von Grund auf falsches Naturbild – mit einer entscheidenden Konsequenz: Das Denkmodell blendet systematisch aus, dass die Industriegesellschaft und ihre Ökonomie auf der *physisch-ökologischen* Ebene schon eine *Verbindung* mit der Natur eingegangen sind. Die Frage nach einer leeren oder „halbvollen“ Welt hat sich durch die Geschichte der

Industriegesellschaft längst schon beantwortet: Unsere Welt ist irreversibel *voll*.

Ob wir an die ubiquitäre Verbreitung chemischer Verbindungen oder an die durch Produktion und Konsum mit verursachten Klimaänderungen denken, evident ist, dass es *außerhalb* der Gesellschaft keine Natur (mehr) gibt. Das ökonomisch-technische System der Industriegesellschaft hat die (äußere) ökologische Natur physisch längst schon internalisiert. Und in diesem Prozess hat es sie verändert, umgestaltet. Es ist physisch-materiell eine Verbindung von Gesellschaft mit Natur entstanden, die sich jetzt nicht mehr rückgängig machen lässt. Weder im Raum noch in der Zeit ist das gesellschaftlich hergestellte Naturprodukt noch begrenztbar.

Die sogenannten „Umweltprobleme“ sind *global* und *unumkehrbar* geworden. Es gilt also zu akzeptieren, dass es sich dabei nicht etwa um „Ausnahmeerscheinungen“ – um vorläufige Anomalien –, sondern um unsere „Natur“ handelt: Das sogenannte „Ozonloch“ in der Atmosphäre ist persistent, obwohl wir die Emissionen von Fluorchlorkohlenwasserstoffen (FCKW) vor Jahren beinahe auf Null reduziert haben. Die Klimaänderungen und ihre ökologischen, sozialen und ökonomischen Folgen werden ebenso nicht wieder rückgängig zu machen sein. (Lediglich könnten wir dafür sorgen, dass die eingetretene Entwicklung sich nicht mit der Geschwindigkeit, in der sie begonnen hat, fortsetzen wird.)

Der radioaktive Müll wird unseren Ur-Ur-Urenkel erhalten bleiben – unabhängig davon, ob es jetzt politisch gelingt, aus der Nutzung der Kernenergie auszusteigen. Auch chemische Verbindungen, die sich in den Körpern von Robben, Walen und Menschen eingelagert haben, werden von Generation zu Generation weitergegeben. Sie wirken sich auf die physiologischen Funktionen, z.B. auch auf die Reproduktionsfunktionen dieser Organismen aus. Diese Entwicklung ist eine Entwicklung, die die Trennung zwischen biologischer Evolution von Sozial-, Ökonomie- und Technikgeschichte obsolet gemacht hat, und sie ist nicht rückholbar. Das bedeutet, dass alle in das Unternehmen „Umweltschutz“ investierte menschliche (Reproduktions-)Arbeit dann vergeblich bleibt, wenn ihr Zweck in der Wiederherstellung des Gegensatzverhältnisses Kultur versus Natur gesehen wird. Gerade dieses Gegensatzverhältnis aber prägt das Denken jener Ökologischer Ökonomen, die sich auf den „scale-Ansatz“, wie er sich in Daly's Metapher Ausdruck verschafft, verpflichtet haben.

Gingen wir demgegenüber von der Gewissheit aus, dass die Welt, in der wir leben, (in Daly's Bild gesprochen) schon eine „volle Welt“ ist und dass sie „voll“ bleiben wird, so macht es auf der Ebene der Handlungsstrategien wenig Sinn, mit Blick auf die Wirtschaft nur über deren *Quantität* nachzudenken und nach neuen Möglichkeiten der *Effizienzsteigerung* für die Stoffaustauschprozesse zwischen Mensch und Natur zu suchen. Vielmehr gälte es, nach der *Qualität* der Verbindung zwischen Gesellschaft und Natur,

also nach der *Konsistenz* des Wirtschaftens in seiner physischen Dimension zu fragen. Aus der Kategorie „Naturkapital“ und der hierin eingeschriebenen Logik der Naturkonstanz aber lässt sich diese Frage nicht einmal ableiten und eben auch nicht beantworten.

Ausgehend von der produzierenden Natur - von der Kategorie *Naturproduktivität* – öffnet sich ein Raum für völlig andere Überlegungen: Naturproduktivität ist gekennzeichnet dadurch, dass die Natur „produziert“ und zugleich ihren Haushalt re-organisiert – ihn *wiederherstellt*. Es ist ein wechselseitiger Prozess von „Produktion“ (Herstellen) und „Reproduktion“ (Wiederherstellen und Erneuern) in der Zeit, der für ökologische Prozesse charakteristisch ist. Das Eine lässt sich vom Anderen nicht trennen oder gar abkoppeln. Das aus dem „tätigen Leben“ (Arendt) der Natur hervorgehende Produkt enthält immer auch schon jene Produktivität, die nötig ist für dessen Erneuerung. Das Naturprodukt ist in jedem Augenblick ein Besonderes, und es ist vorläufig. Es ist zugleich Produktivität.

Diese Perspektive auf das dialektische Verhältnis von Naturprodukt und Naturproduktivität – von *natura naturata* und *natura naturans* – basiert auf der Schelling'schen Naturphilosophie (Immler 1989, 199 ff.). Hiervon ausgehend öffnet sich ein theoretischer Zugang, der zu einem neuen Verständnis von den Grundlagen nachhaltigen Wirtschaftens führt: In der Fähigkeit der Selbst(re)produktion – in der Fähigkeit des Gewordenen zu werden - sind menschliche und ökologische Natur miteinander verbunden. Dabei ist die menschliche Natur eine „doppelte“: Als soziale - und Kulturwesen - als im sozialem Raum handelnde Subjekte - sind Menschen (ob sie es wollen oder nicht) *Gestalter/innen* von Natur, während sie als biologische Wesen *Teil* der Natur sind und bleiben.

Dieses doppelte Verhältnis zur Natur in der Vermitteltheit von Gestaltung und Erhaltung gilt es, im Auge zu behalten. Denn auf der Basis des an Schelling anknüpfenden dialektischen Naturverständnisses, in dem sich die Natur als Gewordene *und* Werdende darstellt, lässt sich das vorherrschende nicht nachhaltige ökonomische Naturverhältnis nicht nur kritisch reflektieren, sondern perspektivisch auch schon weiter entwickeln mit Blick auf die (Re)Produktion der Natur durch den menschlichen Wirtschaftsprozess hindurch (Immler, Hofmeister 1998). Eine solche Ökonomie kann *nachhaltig* werden.

Mit diesem theoretischen Zugang wird dem ökonomischen Modell, wie es sich in der Industriegesellschaft als ein *lineares* Modell - als das Modell einer *Durchflussökonomie* - herausgebildet hat, ein physisch basiertes *Reproduktionsmodell* gegenüber gestellt. Deutlich wird, dass die ökonomischen Funktionen „Produktion“ und „Konsumtion“ eingebettet sind in ökologische und soziale Prozesse, die um nichts weniger produktiv sind als die ökonomisch bewerteten Leistungen auch. Aus der Perspektive der

(Re)Produktion werden diese als die *primären* Funktionen erkannt – als Funktionen, die es durch die Gestaltungsprozesse von Natur in Produktion und Konsumtion zu erhalten gilt. Die Unterschiede zwischen dem ökonomischen Denken und Handeln der Industriegesellschaft und einer Ökonomie der Nachhaltigkeit werden in Abb. 1 sichtbar: Die Funktionen „naturale Produktion“ und „naturale Reduktion“ – Funktionen, die in der Einheit von Naturprodukt und Naturproduktivität miteinander identisch und im Reproduktionsmodell die primären sind -, bleiben im industrieökonomischen Modell der Durchflussökonomie unsichtbar.

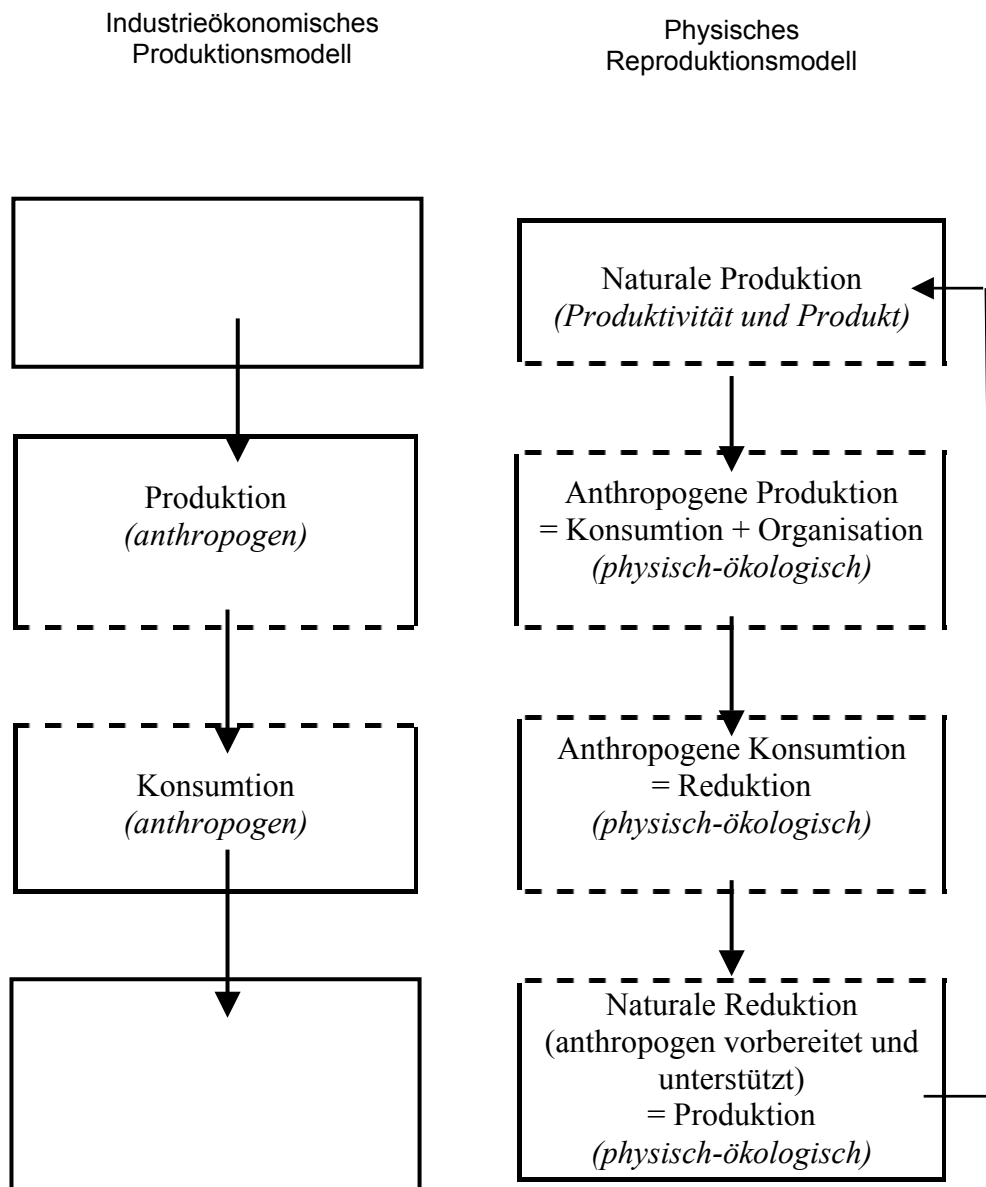


Abb. 1: Gegenüberstellung Industrieökonomisches Modell - Physisches Reproduktionsmodell (Immler, Hofmeister 1998: 28)

In dem Modell, das Immler und Hofmeister (1998) als den „Reproduktionsring“ bezeichnet haben, bildet sich ab, dass es Aufbau- und Abbauprozesse sind, die im gesamten ökonomischen (Re)Produktionsprozess ineinander wirken. Das Produktionssystem „Natur“ ist zugleich Ausgangspunkt (Naturproduktivität) und Ergebnis dieses Prozesses (Naturprodukt). Dabei ist dem (Re)Produktionsprozess Veränderung und Erneuerung - in dieser Bedeutung: *Entwicklung* – eigen. Nicht ein Kreislaufmodell, sondern ein spiralförmiger, prinzipiell zukunftsöffener Prozess wird beschrieben. Doch was leistet dieses Denkmodell für das Verständnis von einer nachhaltigen Ökonomie?

Im *Naturverständnis der Industriegesellschaft* ist die Vorstellung von einer abgespaltenen und konstanten Natur auf der einen und von der Ökonomie als Durchflussökonomie auf der anderen Seite verankert. Entwicklung - in der Bedeutung: „Fortschritt“ - wird verstanden als ein voran schreitender Ablösungsprozess der Gesellschaft von der ökologischen Natur.

Physisch aber ist die Verbindung von Ökonomie mit Natur dichter geworden: Die angeeignete Naturproduktivität wird größer und mithin wächst der anthropogene Anteil am ökologischen Naturprodukt. Im industriellen Naturverständnis erscheint die Vermittlung zwischen Wirtschafts- und Natursystem als ein Stoffwechselprozess: Hierauf basiert die Vorstellung von Wirtschaften als einer *Durchflussökonomie*.

Diese Vorstellung setzt sich spiegelbildlich fort in einem Naturbild, in dem Natur aufgespalten wird: zerlegt in eine „Ressourcennatur“ und in eine „Senkennatur“. Doch aus ökologischer Perspektive sind „Senke“ und „Quelle“ dasselbe: Durch die Prozesse des Wirtschaftens hindurch – indem ökologische Systeme genutzt werden als seien sie „Senken“ - werden (künftige) „Ressourcennaturen“ (mit)hergestellt. Naturprodukt und Naturproduktivität sind identisch⁴.

Im *Nachhaltigkeitsdiskurs* beginnt sich jedoch schon ein anderes *Naturverständnis* heraus zu schälen: Das Wirtschaftssystem wird als Subsystem von Gesellschaft aufgefasst und jenes wiederum als Subsystem

⁴ Mit Blick auf umweltpolitische Handlungsstrategien ist diese Aussage von großer Bedeutung. Denn eine sog. *Kreislaufwirtschaft* – eine Zirkulation von Stoffströmen innerhalb der anthropogenen „Blase“ –, die in der Logik industriegesellschaftlicher Ökonomie ebenso wie ausgehend von dem auch in der Ökologischen Ökonomie noch zentralen Effizienzprinzip als rational erscheint, erweist sich aus der Perspektive des (Re)Produktionsmodells als kontraproduktiv. Dies wird bspw. daran deutlich, dass der zu Beginn der 1990er Jahre noch heftig diskutierte „Müllnotstand“ heute neue Formen annimmt: So wird die Tatsache, dass sich seither industrielle Abfälle weder in quantitativer noch etwa in qualitativer Hinsicht verringert oder gar „verbessert“ haben, verschleiert in aktuellen Diskussionen um „Futtermittelskandale“, Hormone und Antibiotika in Lebensmitteln etc. Das (nach wie bestehende) Abfallproblem wird durch seine Neuformulierung als ein Problem im Bedürfnisfeld Ernährung und Gesundheit oder als ein Problem des Verbraucherschutzes verleugnet. Tatsächlich aber ist die seinerzeit umweltpolitisch erwünschte und durchgesetzte Strategie „Kreislaufwirtschaft“ inzwischen zu einer erschreckenden Realität geworden.

von Natur. Dieses Bild von der „eingebetteten“ Ökonomie (engl.: „embedded“) ist weitreichend, denn es verdeutlicht, dass Wirtschaften angewiesen ist und bleibt auf soziale und ökologische Prozesse. Zugleich aber bleiben jene Prozesse nach wie vor „außen“. Sie sind nicht Teil des Ökonomischen, und sie werden nicht als ökonomisch *produktive* Prozesse identifiziert. Dies widerspricht der Wirklichkeit industriegesellschaftlicher Naturverhältnisse: Tatsächlich ist nichts mehr „außen“, was von sich aus ist und sich aus sich erneuert – überall sind anthropogen (mit)gestaltete Naturprodukte. Es gibt keine konstante ökologische Natur, die der Ökonomie das „Bett“ bereiten könnte.

Die Rede von der „Embeddedness“ reicht also nicht aus. Stattdessen ist das spezifische gesellschaftliche Verhältnis zur ökologischen Natur bewusst zu gestalten. Darüber hinaus bleibt auch die Vorstellung von einer in „Ressourcennatur“ (Quelle) und in „Senkennatur“ aufgespaltenen Natur in diesem Verständnis dominant: Der *Durchflusscharakter* des Wirtschaftens wird grundsätzlich nicht nur nicht in Frage gestellt, sondern auf Basis des Effizienzkalküls („scale“) wird der Mythos von einer in der ökonomisch-technischen Sphäre installierbaren „Kreislaufwirtschaft“ gar noch untermauert (vgl. Fußnote 3). Die *Konsistenzstrategie* – die Gestaltung der ökonomischen Produktions- und Konsumtionsprozesse als physische (Re)Produktionsprozesse – gerät in den Hintergrund.

Doch was für das gesellschaftliche Naturverhältnis gilt, lässt sich auch für die *sozialen Geschlechterverhältnisse* zeigen: Die Abspaltung, die Trennung des Ökonomischen von der sozialen Lebenswelt setzt sich in dem neuen, den Nachhaltigkeitsdiskurs schon bestimmenden Naturverständnis ebenso fort. Arbeit bleibt weiterhin auf „Erwerbsarbeit“ reduziert, sozial weiblich konnotierte Tätigkeiten werden in diesen Arbeitsbegriff nicht integriert. Arbeiten im Bereich der Versorgungsökonomie, die die reproduktiven Tätigkeiten für das Aufrechterhalten der Lebensprozesse der Menschen, die als Arbeitskräfte von der Ökonomie genutzt werden, ermöglicht, werden nach wie vor als unhinterfragte Existenzbedingung vorausgesetzt oder - anders ausgedrückt: Die sozial-weibliche Produktivität wird als „Quelle“ der Ressource „Erwerbsarbeit“ in der sozialen Lebenswelt verstanden. Als „Senke“ sorgt sie dann für die Verarbeitung der Konsumgüter. Diese Reproduktionsarbeit selbst wird nicht erneuert. Hier hat die „Krise der Reproduktionsarbeit“ (Rodenstein et al. 1996) ihren Ursprung.

Beide Sphären – die ökologische wie die sozial lebensweltliche – werden als *produktive* aus dem ökonomischen Raum ausgegrenzt, abgespalten, nicht Wert geschätzt und mithin nicht erneuert. Die „Krise der Reproduktionsarbeit“ und die sog. „ökologische Krise“ sind *gleichursprünglich*. Es sind zwei Phänomene als Ausdruck desselben falschen Bewusstseins.

1.3 Konsequenzen für eine nachhaltige Wirtschaftsweise

Wir können also als Konsequenzen für Nachhaltiges Wirtschaften *drei Kernaussagen* fest halten:

- 1) Produkt und Produktivität sind identisch. Das Produkt wird zur Produktivität, diese wird wieder zum Produkt. Wird dennoch zwischen beiden unterschieden, so liegt das an der Betrachtungsweise, an den Systemgrenzen, die durch die Betrachtung gezogen werden. Daraus folgt:
- 2) Natur ist sowohl als Naturproduktivität (*natura naturans*) als auch als Naturprodukt (*natura naturata*) ökonomisch wirksam. Daraus folgt:
- 3) Produktivität lässt sich nicht von Reproduktivität trennen. Erfolgt dennoch eine solche Trennung, so liegt dies wieder an der Betrachtungsweise - an einer zu engen Systemgrenze.

Zusammengefasst: Indem Menschen *produzieren* – das bedeutet notwendig, dass sie die ökologische Natur umgestalten – verändern sie Naturqualitäten. Sie stellen neue Qualitäten her. In einem normativen Sinne – entlang der vielfältigen individuellen und gesellschaftlichen Interessen an der Natur – sprechen wir von „Naturzerstörung“ oder von „Naturschutz / Naturerhaltung“. Das Gleiche lässt sich für die soziale Lebenswelt sagen: Indem Wirtschaftsgüter durch menschliche Arbeitskraft produziert werden, werden soziale Lebensqualitäten (mit)gestaltet. So lange aber die aus dieser Sphäre einfließende Produktivität als „Reproduktivität“ abgespalten - das heißt: ökonomisch nicht in Wert gesetzt wird - wird sie auch nicht erneuert. Sie wird „verbraucht“.

In der Folge beginnen die reproduktiven Systeme zusehends zu erodieren: Sichtbar werden die in die Versorgungsökonomie gebrochenen „Leerräume“ ebenso wie eine „versiegende“ bzw. als „Destruktivkraft“ erscheinende Naturproduktivität. Mit dem Leitbild Nachhaltige Entwicklung verbunden wird das Ziel, solche - als „Umweltkrise“ oder beispielsweise als „Erziehungs- und Bildungskrise“ fehl interpretierten - Erosionsprozesse zu vermeiden. In Bezug auf die Gestaltung ökologischer Naturen bedeutet dies, dass die Wirtschaftsprozesse in ihrer physischen Dimension auf ökologische Qualitäten hin zu organisieren wären, um ein der Ausgangssituation vergleichbares *Produktivitätsniveau* der Natur zu erhalten. Ausgehend hiervon lässt sich als Grundprinzip nachhaltigen Wirtschaften fest halten: Das (Re)Produktive ist bewusst zu gestalten. Wirtschaften wird in der Einheit von Gestalten und Erhalten organisiert.

2. Vorsorgendes Wirtschaften

2.1 Ausgangsthese und Handlungsprinzipien

Das „(Re)Produktive muss bewusst gestaltet werden“ – dieser Satz kennzeichnet den Ausgangspunkt des Konzepts Vorsorgendes Wirtschaften, das seit ca. zehn Jahren vom Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften entwickelt wird. Das Konzept des

Dimensionen einer nachhaltigen Gesellschaft.
Feministische Zugänge und Perspektiven
Dokumentation der Tagung
vom 9. - 11. November 2002
in München

Vorsorgenden Wirtschaftens schaut mit einem veränderten Blickwinkel auf die Ökonomie – von den reproduktiven Bereichen in der sozialen Lebenswelt und der ökologischen Natur wird auf die Marktökonomie, die Geldökonomie geblickt. Letztere ist Mittel zum Zweck – zum Zweck des Lebens in den beiden anderen Bereichen. So kommt das „Ganze der Ökonomie“ in den Blick – neben der Marktökonomie eben gerade auch die Versorgungsökonomie. Und deutlich wird die bestehende geschlechtshierarchische Strukturierung des Ökonomischen: Indem das Konzept des Vorsorgenden Wirtschaftens entwickelt wird, wird so auch eine neue Basis für die Kritik der herrschenden ökonomischen Auffassungen entwickelt – das Geschlechterverhältnis als Kernelement dieser Kritik kommt in den Blick.

Im Konzept des Vorsorgenden Wirtschaftens gehen wir davon aus, dass folgende drei Prinzipien, die teilweise historisch-prägend für versorgungsökonomische Prozesse geworden sind, eine nachhaltige Wirtschaftsweise ermöglichen und fördern (vgl. zum folgenden Biesecker et al. 2000, 49 ff.):

- Vorsorge statt Nachsorge
- Kooperation statt Konkurrenz
- Orientierung am für das gute Leben Notwendigen (statt Orientierung an rein monetären
- Größen bzw. Wachstumsraten).

Zur Vorsorge: Zentral innerhalb dieses Begriffs ist der Begriff des Sorgens (Caring), d. h. des Sorgens für andere einschließlich zukünftiger Generationen, für sich selbst und für die natürliche Mitwelt. Das Prinzip der Vorsorge drückt ein Um- sich-, Vor- sich-, Hinter- sich- Schauen in räumlicher sowie sozialer und ökologischer Hinsicht aus. Schonung und Nicht-Handeln sind Möglichkeiten effizienter Tätigkeit. Aus dem Sorgen um die Zukunft entsteht die Notwendigkeit des Vorsorgens in der Gegenwart.

Zur Kooperation: Kooperieren ist ein altes Prinzip der Versorgungsökonomie. Hier kooperieren Menschen untereinander und mit der ökologischen Natur im Gestalten ihres gemeinsamen „guten Lebens“, soweit es ihnen möglich ist. Diese Kooperation ist prozess-, nicht zielorientiert. Sie erfordert gegenseitige Verständigung sowie verantwortliches Handeln.

Zur Orientierung am für das gute Leben Notwendigen: Dem Vorsorgenden Wirtschaften liegt eine Vorstellung von Wohlfahrt zugrunde, die sich nicht allein monetär bestimmen lässt. Es geht um die gesellschaftliche Bereitstellung dessen, was die Menschen für ein von ihnen definiertes gutes Leben benötigen. Was das genau ist, kann nicht von außen festgestellt werden, sondern ist Ergebnis ständiger diskursiver Auseinandersetzungen.

**Dimensionen einer nachhaltigen Gesellschaft.
Feministische Zugänge und Perspektiven
Dokumentation der Tagung**
vom 9. - 11. November 2002
in München

2.2 Merkmale von Haushaltsökonomie

Die Konzeption „Vorsorgendes Wirtschaften“ ist also auf die *Rückbindung* der Marktökonomie an eine *haushaltsökonomische* Rationalität gerichtet. Doch was unterscheidet haushaltsökonomisches Denken und Handeln so grundlegend von der abstrakten geldvermittelten Marktökonomie?

Nun, aus dem Prinzip der *Vorsorge* ergibt sich die Notwendigkeit, die *Gegenwärtigkeit* ökonomischer Entscheidungen und Handlungen an eine Orientierung auf die *Zukunft* zu binden - künftige Ergebnisse und Folgewirkungen, so weit wie möglich, zu antizipieren und in die Entscheidungen über die Wirtschaftlichkeit des Handelns in der Gegenwart einzubeziehen. Aus der Orientierung an den Bedürfnissen - an den eigenen, an denen von Anderen und an den ökologischen Zusammenhängen - folgt, dass sich das wirtschaftliche Handeln an den „*Eigenzeiten*“ statt an der linearen, genormten Zeit orientiert.

Haushaltsökonomische Praxis lässt sich charakterisieren durch *Rhythmik* und *Kontextgebundenheit* der Tätigkeiten in der *Vielfalt der Zeiten*. Die Bindung des wirtschaftlichen Handelns in den Zeiten findet ihre Entsprechung in ihrer Bindung an die Qualitäten des Ortes. Mit Blick z.B. auf die Gartenwirtschaft wird ein weiteres Merkmal haushaltsökonomischer Rationalität deutlich: *Versorgung* und „*Entsorgung*“ sind hier identische Prozesse. Im Garten gibt es keine Abfälle. Alle Produkte, die er hervorbringt, werden verwendet und wiederverwendet. Sie werden schließlich wieder in den ökologischen Haushalt zurückgeführt und tragen auf diese Weise zur Verbesserung seiner Produktivität bei.

Aus den genannten Merkmalen ergibt sich schließlich das im Zusammenhang mit dem Konzept „Nachhaltigkeit“ wichtigste Kennzeichen haushaltsökonomischer Praxis: die Verbindung von *Gestalten* mit *Erhalten*: In der haushaltsökonomischen Rationalität lassen sich produktive Prozesse von „reproduktiven“ nicht trennen: Herstellen und Wiederherstellen sind unauflösbar miteinander verbunden. Die Spaltung zwischen Produktion und Reproduktion wird sinnlos. Die ökonomische Praxis ist *(re)produktiv* motiviert und organisiert.

2.3 Anwendung des Konzepts: Ein Fallbeispiel

Das Fallbeispiel, das wir hier vorstellen wollen (vgl. zu folgendem Jochimsen 2001), ist das der Mutter-Kind-Klinik der AWO SANO Gemeinnützige GmbH in Rerik an der Ostsee und des dazu gehörenden Familienferiendorfs. Dieses richtet sich besonders an Familien mit kleinen und mittleren Einkommen, die, da das Feriendorf eine gemeinnützige Familienferienstätte ist, auch öffentliche Zuschüsse beantragen können. Auch die Mutter-Kind-Klinik ist vor allem für Frauen mit geringem oder mittlerem Einkommen da. Die Klinik bietet den PatientInnen die Möglichkeit, unter aktiver Mitarbeit Abstand vom Alltag zu gewinnen, um sich sowohl medizinisch als auch psychosozial zu regenerieren. Begleitet ist die Kur mit einem Programm, unter

**Dimensionen einer nachhaltigen Gesellschaft.
Feministische Zugänge und Perspektiven
Dokumentation der Tagung**
vom 9. - 11. November 2002
in München

fachkundiger Anleitung Ansätze für einen zukünftigen Umgang mit den Alltagsbelastungen zu erarbeiten.

Das Projekt in Rerik lässt sich unter „personenbezogenen bzw. menschnahen Dienstleistungen“ einordnen. Diese sind herkömmlicher Weise gemäß der marktwirtschaftlichen Rationalität organisiert und nach ökonomischem Erfolg im Sinne von Gewinn bewertet. Dagegen gibt es keinen Bezug zur Auswirkung der Dienstleistung auf die Reproduktionsfähigkeit der Beteiligten.

In Rerik ist das anders. Hier zielt Dienstleistung gerade auf die Wiederherstellung einer umfassenden Reproduktionsfähigkeit. Sie ist Mittel für diesen Zweck (Jochimsen 2001, 3). Im Mittelpunkt steht die *Wiederherstellung der Regeneration und Regenerationsfähigkeit* der Menschen. Darin werden Kurz- und Langfristigkeit miteinander verbunden. Produktion und Konsum der Leistungen finden zwar vor Ort und zum selben Zeitpunkt statt. Es ist jedoch das Ziel, die Wirkung über diesen Zeitraum und diesen Ort hinweg dauern zu lassen. Diese *Langfristorientierung* drückt sich auch darin aus, dass neben der medizinischen und psychosozialen Betreuung Unterstützung für die Ordnung der familiären und finanziellen Verhältnisse angeboten wird, bis hin zur Schuldnerberatung. *Zeitrhythmen* werden beachtet, indem die Dauer der Kur vier Wochen beträgt und in dieser Zeit Tagesrhythmen organisiert werden, in denen die Kinder Zeit für sich und die Mütter bzw. Väter Zeit für sich finden. Der räumliche Bezug wird dadurch hergestellt, dass zum einen der *Ort* so gewählt ist, dass die besondere Qualität der natürlichen Mitwelt als wichtige Heilquelle für die Gesundungsprozesse dienen kann.

Zum anderen werden Aktivitäten der Gäste jahreszeitlich organisiert, um auf die Natur aufmerksam zu machen. Das Projekt wirtschaftet nach einer *erweiterten Ökonomie*, indem Kosteneinsparungen an einer Stelle zur Finanzierung anderer Bereiche genutzt werden. „Wirtschaftlich arbeiten heißt hier nicht Profitmaximierung, sondern stellt die unabdingbare Bedingung für alles andere dar, ist Mittel zum Zweck.“ (Jochimsen 2001, 11).

3. Methodische Überlegungen

3.1 Dualismen überwinden

Auch wenn die Arbeit am Konzept des Vorsorgenden Wirtschaftens und die Anwendung des Konzepts zur Analyse von zukunftsfähigen Wirtschaftsformen schon recht weit gediehen ist, so ist das Konzept „work in progress“. Das bezieht sich auch auf die verwendeten Begriffe. Denn die Kritik des bestehenden Wirtschaftens aus der Perspektive der (re)produktiven Prozesse stellt alle bisher entwickelten Kategorien zur Disposition. Die damit verbundenen Herausforderungen lassen sich im Kern folgendermaßen beschreiben: Vorsorgendes Wirtschaften geht vom „Ganzen der Ökonomie“ aus, blickt von den (re)produktiven Prozessen aus auf dieses Ganze. So sollen Trennungen überwunden werden. Diese Trennungen stecken jedoch in allen

**Dimensionen einer nachhaltigen Gesellschaft.
Feministische Zugänge und Perspektiven
Dokumentation der Tagung**
vom 9. - 11. November 2002
in München

verwendeten Kategorien, oft sogar in Form von Dualismen, hierarchischen Gegensätzen.

Indem vom Bestehenden ausgegangen wird, indem dieses kritisiert wird, beginnt die Ausarbeitung des Neuen zwangsläufig an den Trennungskategorien. Oft wird dann in Betonung des Ausgegrenzten die Trennung spiegelbildlich übernommen, statt sie zu überwinden. Deshalb ist es nötig, sich bei der Neubestimmung der theoretischen Kategorien irgendwann von der Kritik des Bestehenden zu lösen und diese Neubestimmung von vornherein von der Einheit von Reproduktion und Produktion ausgehend zu versuchen.

Was das heißt, lässt sich am Arbeitsbegriff verdeutlichen: Die Diskussion im Spannungsfeld Arbeit – Nicht-Arbeit hat dazu geführt, dass der Arbeitsbegriff erweitert wurde – er umfasst jetzt neben Erwerbsarbeit Versorgungsarbeit, Gemeinwesenarbeit sowie Eigenarbeit. Diese Vervielfältigung trägt aber nach wie vor die zu überwindende Trennung in sich, denn alle neuen Begriffe beziehen sich auf die Erwerbsarbeit als zentrale Kategorie und nach wie vor auf eine Trennung von Produktion und Reproduktion.

Versuchen wir dagegen, von der Einheit von Produktion und Reproduktion auszugehen und von dieser Einheit aus „Arbeiten“ in den verschiedenen Phasen dieses (Re)Produktionsprozesses zu bestimmen, werden diese unterschiedlichen Begriffe zunächst gänzlich überflüssig. Denn die Arbeitsprozesse, die die vier Phasen in dem oben vorgestellten Reproduktionsmodell (naturale Produktion, anthropogene Produktion, anthropogene Konsumtion, naturale Reduktion) begleiten, sind von der sozialen Form her zunächst alle gleich-wertig und gleich-wichtig, sie unterscheiden sich ausschließlich in ihrem konkreten Prozess und damit in der Art der physischen Verausgabung und der Organisation.

Dass zum Beispiel die Arbeit im Bereich der anthropogenen Produktion traditionell als „Erwerbsarbeit“ bezeichnet wird und entsprechend organisiert ist, ist zwar geschichtliche Tatsache, aber vom (Re)Produktionsprozess her gesehen keine systematische Anforderung. Die theoretische Aufgabe besteht somit darin, die neu gefundenen Begriffe mit den alten zu verknüpfen und die alten in die neuen zu überführen.

3. 2 Methode der Netzwerkarbeit

Für unsere Arbeit im Netzwerk „Vorsorgendes Wirtschaften“ bedeutet das, dass wir unser Vorgehen als einen „Suchprozess“ zu gestalten haben. Drei Aspekte sind dabei wichtig:

Die diskursive Kooperation zwischen Wissenschaftlerinnen mit Frauen aus verschiedenen Praxisfeldern: Im Netzwerk arbeiten nicht nur Wissenschaftlerinnen verschiedener Fachdisziplinen miteinander, sondern eben

**Dimensionen einer nachhaltigen Gesellschaft.
Feministische Zugänge und Perspektiven
Dokumentation der Tagung**
vom 9. - 11. November 2002
in München

auch „Praktikerinnen“. Dies ist von unschätzbarem Wert, weil es zum einen die Anbindung unserer theoriegeleiteten Überlegungen an konkrete Handlungsfelder ermöglicht, zum anderen aber auch, weil Praxiserfahrungen einen wesentlichen Ausgangspunkt für die Arbeit des Netzwerkes darstellen. Die Forschung zum Vorsorgenden Wirtschaften ist daher verankert in einem inter- und transdisziplinären Wissenschaftstypus. Es geht uns schließlich drittens darum, eigene Erfahrungen, durch Fallstudienanalysen gewonnenes Praxiswissen und Ansätze zur Theoriebildung zusammenzudenken.

3. 3 Geschlecht als Strukturkategorie

Zusammenfassend lässt sich der Beitrag des Konzepts Vorsorgendes Wirtschaften zum Nachhaltigkeitsdiskurs ausgehend von der hierin verankerten *Verbindung* beider sich anscheinend gegenüberstehender Ökonomien – der Haushalts- und der Marktökonomie – folgendermaßen beschreiben: Die Verbindungen

- von Versorgungs- und Marktwirtschaft
- von (sozial) Weiblichem mit (sozial) Männlichem
- von Gegenwärtigkeit mit Zukunftsorientierung wirtschaftlichen Handelns
- von anthropogenem Haushalt mit dem Naturhaushalt und
- von produktivem und „reproduktivem“ ökonomischen Handeln

sind die Grundannahmen des Konzepts Vorsorgendes Wirtschaften. Sie in der Praxis aufzuzeigen und zu stärken, ist das Ziel des Netzwerkes.

Die feministische Perspektive im Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften ist also nicht etwa dafür gut zu zeigen, dass Frauen die „besseren Ökonominnen“ sind oder qua Geschlecht „nachhaltiger“ wirtschaften als Männer. Solche Behauptungen sind schlicht unsinnig. Stattdessen nutzen wir die Ergebnisse der Geschlechterwissenschaften und wir wenden die Kategorie Geschlecht als eine Strukturkategorie an. Methodisch entfaltet sich hiermit ein Denken, das auf das Aufspüren von Dichotomien und Hierarchien gerichtet ist, das ausgehend von einem beharrlichen Sichtbarmachen der „blinden Flecken“ den Blick auf das Ganze frei legt, um schließlich vorsorgendes Denken und Handeln auch schon in der gegenwärtigen Praxis aufzuspüren und stark machen zu können.

**Dimensionen einer nachhaltigen Gesellschaft.
Feministische Zugänge und Perspektiven
Dokumentation der Tagung**
vom 9. - 11. November 2002
in München

Literatur

Biesecker, Adelheid; Matthes, Maite; Schön, Susanne; Scurrill, Babette (Hg.) (2000): Vorsorgendes Wirtschaften. Auf dem Weg zu einer Ökonomie des Guten Lebens, Bielefeld

Biesecker, Adelheid; Schmid, Bernhard (2001): Vom Wert der Vielfalt. Folgerungen für den Umgang mit Vielfalt in Ökonomie und Ökologie, in: Spehl, Harald. Held, Martin (Hrsg.): Vom Wert der Vielfalt. ZAU Sonderheft 13/2001, S. 263-283

BUND (Bund für Umwelt und Naturschutz, Deutschland), Misereor (Hg.) (1996), Zukunftsfähiges Deutschland - Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung, Basel, Boston, Berlin

Costanza, Robert et al. (2001): Einführung in die Ökologische Ökonomik. Deutsche Ausgabe Hrsg. v. Eser, Thiems W. et. al., Stuttgart (englischsprachiges Original 1998)

Daly, Herman E. (1999): Wirtschaft jenseits vom Wachstum. Die Volkswirtschaftslehre Nachhaltiger Entwicklung, Salzburg, München

Härdtle, Werner (2001): ‚Prozeßschutz‘ als Konzept einer naturschutzgerechten Waldwirtschaft und seine Bedeutung für die ökologische Wertigkeit von Wirtschaftswäldern, in: Heilmann, Joachim, Simon, Jürgen (Hg.), Kompetenz und Kreativität. Eine Universität in Entwicklung. Hartwig Donner zum 60. Geburtstag, Lüneburg, S. 368 – 375

Hans-Böckler-Stiftung (Hg.) (2000): Verbundprojekt „Arbeit und Ökologie“; Abschlußbericht, Berlin und Wuppertal

Immler, Hans (1985): Natur in der ökonomischen Theorie, Opladen

Immler, Hans (1989): Vom Wert der Natur. Zur ökologischen Reform von Wirtschaft und Gesellschaft, Opladen

Immler, Hans, Hofmeister, Sabine (1998): Natur als Grundlage und Ziel der Wirtschaft. Grundzüge einer Ökonomie der Reproduktion, Opladen, Wiesbaden

Jochimsen, Maren (2001): Kuren – Erholung- Bildung. Auswertung der Fallbeispiele Vorsorgendes Wirtschaften Familienferiendorf Rerik und Mutter-Kind-Klinik Rerik, unveröff. Manuskript

Rodenstein, Marianne, Bock, Stephanie, Heeg, Susanne (1996): Reproduktionsarbeitskrise und Stadtstruktur. Zur Entwicklung von Agglomerationsräumen aus feministischer Sicht, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) (Hg.): Agglomerationsräume in Deutschland: Ansichten, Einsichten, Aussichten, Forschungs- und Sitzungsberichte 199, Hannover, S. 26 - 50

Schultz, Irmgard (1996): Die Liebe der Männer zu nachhaltigen Zahlen. Eine Betrachtung der Studie ‚Zukunftsfähiges Deutschland‘ aus feministischer Sicht, in: Wechselwirkung 18, Nr. 78, S. 59 – 63

Sturm, Knut (1993): Prozeßschutz – ein Konzept für naturschutzgerechte Waldwirtschaft, in: Z. Ökol. u. Natursch. 2, 181 - 192

Theoriegruppe Vorsorgendes Wirtschaften (2000): Zur theoretisch-wissenschaftlichen Fundierung Vorsorgenden Wirtschaftens, in: Biesecker, A.,

**Dimensionen einer nachhaltigen Gesellschaft.
Feministische Zugänge und Perspektiven
Dokumentation der Tagung**
vom 9. - 11. November 2002
in München

Matthes, M., Schön, S., Scurrall, B.: Vorsorgendes Wirtschaften. Auf dem Weg zu einer Ökonomie des Guten Lebens, Bielefeld, 27 - 69

Weller, Ines; Hoffmann, Esther; Hofmeister, Sabine (Hg.) (1999): Feminismus und Nachhaltigkeit. Neue Perspektiven - Alte Blockaden, Bielefeld